

Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 12=2 (1888)

Artikel: Die Staatsumwälzung des Jahres 1798 : nach den Papieren eines alten Baslers
Autor: Burckhardt-Biedermann, Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-110912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Staatsumwälzung des Jahres 1798.

Nach den Papieren eines alten Baslers.

Herausgegeben

von

Th. Burckhardt-Biedermann.

Der Mann, aus dessen Correspondenz ich die folgende Schilderung der Ereignisse des Jahres 1798 entnehme, ist mein Urgrossvater Joh. Rud. Burckhardt, Pfarrer an der hiesigen Petersgemeinde während eines Zeitraumes von mehr als 50 Jahren. Er kam als zweiter Diacon an dieses Pfarramt im Jahre 1766, wurde drei Jahre darauf Hauptpfarrer und blieb in dieser Stellung bis an seinen Tod im Jahre 1820. Dreimal verheirathet, sah er seine zweite Ehe mit Valeria Iselin und die dritte mit Margaretha Merian durch 20 Kinder gesegnet, von denen 15 (9 Söhne und 6 Töchter) ihn überlebten. Als die Tage unsrer Revolution anbrachen, stand er im 60. Jahre seines Lebens. Sein zweitältester Sohn, Joh. Rudolf, studierte damals in Göttingen Medicin. In der regelmässig mit ihm geführten Correspondenz ist es, wo er den Gang der politischen Ereignisse seines engern und weitem Vaterlandes mittheilt und mit seinen Reflexionen begleitet. Als Geistlicher von biblisch-pietistischer Richtung, der er sich unter dem Einfluss und als Vicar des Pfarrers Hieronymus d'Annone in MuttENZ angeschlossen hatte, war er natürlich mit den französischen Freiheitsideen nicht einverstanden. Es mag aber gerade von Interesse sein, die gewöhnlich aus nur zustimmendem Lager erzählten Begebenheiten nun auch von dem gegnerischen aus besprochen zu

sehen.¹⁾ Dieser Standpunkt des Berichterstatters mag meine Mittheilungen, die sonst an Thatsächlichem wenig Neues zu bringen im Stande sind, rechtfertigen. Für die Zuverlässigkeit der Thatsachen spricht der Umstand, dass Pfarrer Burckhardt ein ruhig überlegender, mit praktischem Verstande begabter Mann war, und dass sein mehr auf die Dinge des Reiches Gottes als auf die Dinge dieser Welt gerichteter Sinn ihn befähigte, die politischen Veränderungen kaltblütiger zu betrachten als es einem bloss politischen Parteimanne der einen oder der andern Seite möglich gewesen wäre. — Die Mittheilung der Briefe verdanke ich der Güte meines Onkels, Herrn Dr. Aug. Burckhardt, in dessen Besitz sie durch seinen Vater gelangt sind.

Der Herausgeber.

¹⁾ Die mir bekannten und hier zur Vergleichung beigezogenen Darstellungen der Basler Revolution sind: Ochs, Geschichte der Stadt u. Landschaft Basel, Bd. VIII. Hans Frey: in den beiden Neujahrsblättern von 1876 und 1877. Die handschriftl. Chronik des Ehegerichtsredners J. J. Müller, mitgetheilt von Streuber im Basler Taschenbuch 1854 und 1855, S. 117—163. Aus dem Munde des Verfassers unsrer Briefe werden allerlei ansprechende Gespräche mitgetheilt in dem Büchlein von Johannes Linder: aus dem Leben der Elisabeth Schober, Basel 1853, wo der „Herr Pfarrer“ in Kap. X ff. eben der Genannte ist. Alles was in den *hier* abgedruckten Briefen in [] gesetzt ist, sind Zusätze des Herausgebers.

Während der Belagerung des Hüniger Brückenkopfes durch die Kaiserlichen in den Monaten Nov. 1796 bis Febr. 97 befanden sich in Basel eidgenössische Repräsentanten und Zuzüger. Als nun der Brückenkopf übergeben und am Rhein die Ruhe wieder hergestellt war, zogen sie wieder ab und Basel hatte nun „bei 8 Monate Ruhe, und die Regierung hatte nicht viel mehr als die gewöhnlichen Geschäfte zu behandeln“ (Ochs, S. 229). Aber wenn man damals auch noch nicht ernstlich an bevorstehende neue Ereignisse dachte (wie Ochs sagt), so fühlte man sich doch nicht sicher und glücklich. Wohl war Moreau über den Rhein zurückgekehrt; aber Bonaparte schaltete in Oberitalien nach despotischer Willkür im Namen der Freiheit, während das oft besiegte Oestreich im Begriffe stand mit Frankreich einen Frieden zu schliessen, dessen Resultate die zu Leoben abgeschlossenen Präliminarien vorausverkündeten. In Oberitalien wurde nach dem Muster Frankreichs und in dessen Abhängigkeit eine Republik nach der andern eingerichtet. Auch Basel fühlte sich eben damals bedroht; eine unziemliche Note des französischen Directoriums wegen eines angeblich über Basel projectierten Emigranten-Einfalls veranlasste eine Absendung des Oberstzunftmeisters Ochs nach Paris.

Pfarrer Burckhardt schreibt im Juli 1798 an seinen Sohn in Göttingen:

„Wir haben nun freilich keine Repräsentanten und Zuzüger mehr, aber doch noch eine solche Sperrung auf beiden Rheinufern, dass wir immer noch eine Theurung empfinden und folglich die Früchte des Friedens noch nicht geniessen, und so geht's noch an vielen Orten, bis alles berichtigt ist, was zum Frieden gehört. Auch sähen wir gern, wenn die Franken in ihre Departements zurückkehrten. Ihre Nähe in Italien hat den Veltlinern Lust gemacht, sich von den 3 Bünden loszureissen und mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen und dazu hätte auch das Pays de Vaud Lust [?] Ach, wer weiss was noch in aller Welt geschehen kann, da einerseits der Freiheitstaumel und anderseits der Despotismus regieren. Würden einmal die Fürsten das sein, was sie sein sollten, so würden die Völker sie segnen und keinen andern Stand wünschen. Doch sollten die Völker an dem Jammer, den die Revolution in und ausser Frankreich angerichtet, Klugheit lernen und von Aesopus sich sagen lassen: *hoc sustinete, maius ne veniat, malum.*“ (Phaedr. I, 2.)

4. September 1798. „Zwar kann man es noch jungen Leuten nicht verdenken, wenn sie dem Jakobinismus ergeben sind; er hat gar einen schönen Schein in der Theorie, aber die Praxis zeigt, wo er hinführt. Nur viele Belesenheit in der Geschichte, Menschenkenntniss und Erfahrung bewahren uns, dass wir uns nicht gleich durch ein schön System blenden lassen und dem weisen Gott die Regierung der Welt ferner gern überlassen.“

Eben an dem Tage, als dies letztere geschrieben wurde, oder vielmehr in der Nacht vorher (vom 3.—4. September, am 18. Fructidor), hatte der „Jakobinismus“ einen neuen Sieg über die royalistischen und die gemässigten Richtungen in Frankreich errungen: die

Gemässigten, unter ihnen der früher in der Schweiz als Ambassador beliebte Barthélemy, wurden nach Cayenne deportiert, und die Männer der Gewalt waren wieder allein Meister. Sie führten nun, im Verein mit Bonaparte und nach seinem Beispiel in Oberitalien, das Raubsystem und die Despotie unter dem Namen der Freiheit in ihren Nachbarländern ein. Bonaparte vereinigte wirklich das Veltlin mit der cisalpinischen Republik (10. October) und sprach dabei den Grundsatz aus: „un peuple ne peut pas être sujet d'un autre peuple sans violer les principes du droit public et naturel.“ Laharpe mit seinen Genossen in Paris wirkte dafür, dass dieser Grundsatz für sein Heimatland, die Waadt, gegenüber dem historischen Recht geltend gemacht werde, und scheute sich nicht die Intervention des Auslands herbeizuführen. Und mit dem Frieden von Campo Formio (18. October 1797) wurden nun Napoleons Eroberungen in Italien von Oestreich anerkannt und der Rhein als Grenze Frankreichs bestimmt; über die Entschädigungen sollte der Congress zu Rastatt das Nähere festsetzen.

Den Befürchtungen, die damals in Basel herrschten, giebt ein Brief vom 13. November Ausdruck.

„Es ist ausser allem Zweifel, dass es mit dem Frieden zwischen Oestreich und Frankreich seine Richtigkeit hat. Auch mit Engelland soll er nicht ferne sein. Da werden die Franzosen wohl die meisten Forderungen erheben, weil sie so gern den Rhein von Basel an bis ans Meer zur Grenzscheide machten. Ja, man ängstiget die Schwachen unter uns sogar mit dem Gedanken, als ob sie auch die Schweiz theilen und bis zur Quelle des Rheins hinaufsteigen wollten. So viel ist indessen doch gewiss, dass diese durch Siege stolze Nation „pour l'arrondissement de la République“ quo

iure qua iniuria nimmt was sie kann und mag, und dass es ihr auch schon eingefallen, die Birs bis zu ihrer Mündung in den Rhein „pour le département du Mont terrible“ zur Grenzscheide zu machen, da denn unsre Grosse Stadt auch zu ihrem Territorium gehören würde. Das wäre gegen uns eine mehr als löwenmässige Theilung. Man sagt aber auch, Russland, Preussen, Dänemark und Schweden werden gegen die Theilung des teutschen Reiches protestieren und keine Staatsumwälzung darinnen zugeben. In der That sollte allen übrigen Nationen daran gelegen sein, wenn sie nicht den Franzosen gehorchen und dienen wollen, ihren Forderungen und Eroberungen Schranken zu setzen. Doch es wird geschehn, was der Herr in seinem Rath beschlossen hat zur Züchtigung der Völker, zur Strafe des unchristlichen Christenthums, und am Ende wird doch sein Name verherrlicht werden. Das an einem Ort untergehende, verachtete Licht kann an einem andern Ort aufgehen.“

Bedeutsam für die gesammte Schweiz wie für Basel war die Durchreise Buonaparte's aus Italien durch die Waadt, Freiburg, Bern, Solothurn und Basel, wo er am 24. November Mittags um 12 Uhr am St. Albanthor ankam. Er war namentlich in der Landschaft enthusiastisch empfangen und von den „Patrioten“ in Liestal als der Völkerbefreier begrüsst worden. Seit Ende September weilte auch, wie in einem Unterthanenland, der „Commissär“ Mengaud aus Belfort in unsern Mauern; er liess drohende Aeusserungen hören, die auf eine Revolutionierung unseres Landes deuteten. Wie nun diese theils von den Patrioten der Landschaft, theils von denen der Stadt durchgeführt wurde, und was der Oberstzunftmeister Peter Ochs als Gesandter an das Directorium in Paris — wohin er am 30. Nov. abreiste — für eine

Rolle spielte, darf ich als bekannt voraussetzen, nachdem dies alles durch Ochs selbst und in dem Neujahrsblatt von 1876 durch Hans Frey ausführlich ist erzählt worden. Als Ergänzung und Beleuchtung aus anderer Anschauung der Dinge mag die Erzählung unseres Briefstellers auch jetzt noch ihr Interesse haben.

Er schreibt am 11. Januar 1798, also am Tage der ersten Rathsdeputation, welche nach der schon erregten Landschaft abgesandt wurde, Folgendes:

„Vor 6 Wochen kam Buonaparte hier durch; acht Tage wartete man auf ihn. Deputierte des Standes, Dragoner und die Freicompagnie Jäger giengen ihm bis Liestal und Waldenburg entgegen und begleiteten ihn bis zu drei Königen, wo die Freicompagnie zu Fuss paradierte. Die alten Herren Häupter Buxtorf und Ochs nebst etlichen Geheimen Räthen und französische Generale speisten mit ihm, waren ihm immer zur Seite, und da liess er etwas hören, dass im Frieden zu Campo Formio auch an uns gedacht worden, und dass das Frickthal zu unsrer Entschädigung für die im Elsass und Bisthum Basel verlorenen Zinse und Zehnten gewidmet sei. Von Paris kam dann das Ansuchen des Directorii daselbst, dass wir einen ihnen verständigen Deputierten in der Person Herrn Oberstzunftmeisters Ochs senden sollten um zu tractieren.“ [Darauf folgte dann die bekannte Sendung, die aber nicht eine Gebietserwerbung, sondern die Revolutionierung unseres Kantons zur Folge hatte.] „Es kam ein neuer französischer Agent statt Barthélemy und Bacher Namens Mengaud. Er hieng den dreifarbigten Fahnen zu 3 Königen aus. Die Franken nahmen auch den reformierten Theil des Basalbisthums ein bis an die Grenzen von Biel.“

[Dies geschah schon am 15. December durch General St. Cyr. Es waren diejenigen Gebiete des Bis-

thums, welche nicht ein Theil des deutschen Reiches und also im Frieden von Campo Formio nicht an Frankreich abgetreten waren; vielmehr waren diese Gebiete, Stadt und Landschaft Biel, St. Immerthal, Münsterthal u. s. w., zugewandte Orte der Eidgenossenschaft. Der Bischof, als dessen Rechtsnachfolger sich Frankreich gebärdete, hatte hier das Recht der militärischen Occupation nie besessen. Es war also so viel als eine Kriegserklärung an die Schweiz. — S. Frey S. 29—30.]

„Man lässt in dem Strassburger Weltbott (?) eine Sprache führen gegen die Aristokraten und Oligarchen von Bern, Zürich, Basel, Solothurn und Freiburg, die aufrührerisch ist, besonders zeigt man gegen Bern die Zähne; man will, unsere Verfassung in der ganzen Schweiz solle umgeändert werden: der Adel soll aufhören, die Landvögte sollen überall weggeschafft werden, Städte und Länder sollen gleichen Antheil an der Regierung haben, keine Unterthanen, sondern lauter Bürger sollen in der Schweiz sein, etc.“

„Schon vor 3 Wochen [es war am 18. December] that Rathsherr Vischer zur Gäns [er war der Schwager von Ochs, und durch diesen zu dem Schritte veranlasst] im Grossen Rath den Vorschlag, dass man das ganze Landvolk den Bürgern gleich machen solle. Man wollte den Vorschlag mässigen, aber er liess keine Sylbe davon fallen, und so wurde er verworfen als constitutionswidrig; nur 30 stimmten dafür.“

[Dieser Bericht lautet wesentlich anders als der ziemlich leidenschaftliche von Ochs, S. 262, „der Anzug wurde mit einem solchen stürmischen Unwillen angehört, dass einige Führer der Mehrheit eher rasende Wahnsinnige als Rathgeber einer gesetzgebenden Versammlung darstellten“, etc. Er sei nicht einmal zu einer

spätern Berathung ins Protokoll eingetragen worden, und „Rathsherr Vischer, der es vergeblich versucht hatte, irgend eine Erläuterung anzubringen, verliess die Versammlung.“ Erst in der ausserordentlichen Sitzung des 23. Decembers sei der Antrag, in abgeänderten Ausdrücken, so eingetragen worden: „es sollte von einer oder mehrern Stellen berathen werden, was zum Besten des Landes vorgenommen werden könnte.“ Der Thatbestand der Protokolle des Grossen Rathes ist allerdings der von Ochs angegebene. Die Nachricht unseres Berichterstatters aber, der von einer geschehenen Abstimmung spricht, wird kaum eine Täuschung sein, da er 30 Dafürstimmende nennt. Warum das Protokoll darüber schweigt, ist unklar. Es scheint auch nach unserm Bericht, dass nicht der Rath, sondern der Antragsteller nicht mit sich reden liess.]

Pfarrer Burckhardt knüpft hier folgende Betrachtung an:

„Indessen circuliert ein Brief von Herrn Zunftmeister Ochs, der seinen Schwager lobt, ihm alle Unterstützung verspricht und den Grossen Rath tadelt, als der nicht gesetzmässig gehandelt. Wollte nun unsre Obrigkeit diese Bauren, die meist Lumpen sein sollen, rechtfertigen und als Aufrührer oder als Wahnsinnige behandeln, so würde die französische Nation uns, wie den Bernern im ähnlichen Fall, sagen, dass wir ihre und der Freiheit Freunde tyrannisch behandeln und sie bei Strafe der Kriegserklärung loslassen sollen, darum ist man so weise und behandelt sie sanft. Aber da unsere Citoyens mit Frankreich colludieren und Frankreich sie unterstützt, so werden wir wohl nach ihrer Pfeife tanzen müssen, wenn wir nicht ihren schweren eisernen Arm fühlen wollen. Und so muss sich unsere 300 Jahr alte und glückliche Republik von einer 6jäh-

rigen Tochter meistern lassen. Indessen sitzen die Gesandten der 13 Cantone in Aarau beisammen und wollen das Band der Freundschaft noch enger knüpfen [man wollte, um dem Ausland die Einigkeit und die Anhänglichkeit an die alte Verfassung zu zeigen, in Aarau die alten Bünde der Eidgenossenschaft feierlich erneuern, von Basel waren Bürgermeister Buxtorf und Dreierherr Münch dahin gesandt], aber Mengaud ist auch dort und wird es zu verhindern trachten. Frankreich nimmt nun den Titul eines Herzogs von Savoyen herfür und fordert die Rechte, welche die Berner bei Einnahme des Pays de Vaud dem Volke gelassen und indessen sollen geschmälert haben. Sie sollen Landvögte aus der weltschen Nation, und nicht Edelleute von Bern haben. — Du siehst aus allem, dass wir in einer bedenklichen Lage sind und dass, wenn nicht Gott für uns ist und uns rettet, die Schweiz eine Revolution erfahren wird. Liesse Frankreich uns allein machen, und wären nur die aristokratischen Stände wie wir gesinnt, so würde alles ohne Sturm geschehen können, aber da Frankreich uns ganz nach seiner Form umgeschaffen wissen will, so fürchte ich, es werde nicht ohne Angst, Noth und Blut geschehen, und wir werden statt freier und unabhängiger zu werden, vielmehr in französische Vormundschaft gerathen, wie Holland, wie Genua und Venedig.“

Weiter werden dann in Kürze die Vorläufer der Freiheitsbewegung zu Stadt und Land geschildert.

„Am Neujahrstag war ein Nachtessen zum Bären [es war von der am 14. December gegründeten patriotischen Gesellschaft veranstaltet, die sich „das Kämmerlein zum Rheineck“ nannte; Bierbrauer Erlacher und Apotheker Wernhard Huber waren die thätigsten Mitglieder derselben], wo mehr als 100 Citoyens beisammen waren, darunter H. Meister Legrand und Rathsherr

Vischer die ersten sind, dann Erlacher der Küfer bei der Rheinbrücke, Huber Apotheker — und zu meinem Verdruss und Kummer auch unser Lukas [Joh. Lukas Burckhardt, der älteste Sohn des Pfarrers, Kaufmann, später in Moskau], von seinem Onkel Iselin begeistert und eingeweiht in diese politisch-fanatische Zunft — auch Bauren von Liestal, Riehen u. s. w. waren Gäste. Und nun geht's zu Stadt und Lande in einer Begeisterung fort. Nun vor 3 Tagen [am 8. Januar] gehn 70 Bauren, meist von Arisdorf, nach Farnsburg, zwar ohne Waffen, begehren vom Landvogt ihre Freiheit in Büchern zu sehen. Der Landvogt gab ihnen eins, so sie mitnahmen. Aus Gelterkinden und Ormalingen kamen die Vorgesetzten dem Landvogt zum Trost und mahnten zur Ordnung. Die einfältigen Bauren! je mehr sie in alten Documenten nachsuchen, je mehr finden sie, dass sie leibeigen waren, und davon, wie auch von andern Servituten, hat sie Basel befreit.“¹⁾

¹⁾ In der That war die Leibeigenschaft im Jahre 1791 vom Grossen Rathe bis auf unbedeutende Reste aufgehoben worden. Den Anzug hatte schon am 21. September 1789 Abel Merian gestellt, der Beschluss wurde, nach längern Berathungen, am 20. December 1790 und in fünf folgenden Sitzungen, am 4. April 1791 gefasst. Die Freilassungsgebühren — 10 Pfund — und die Einsitzgelder einer in ein anderes Amt ziehenden Unterthanin wurden aufgehoben. Es blieb nur die Anmeldepflicht beim Wegzug, bei Todesfall ein „Abzug“ des vererbten Vermögens, wovon bei kleinem Vermögen für die „Notherben“ 200 fl frei waren. — Ochs, VIII, S. 111 f. — Wie wenig übrigens selbst vor dieser Aufhebung die Leibeigenschaft etwas Drückendes war, beweisen die Worte des am 6. December im Grossen Rathe verlesenen Rathschlages der XIII, der doch die Aufhebung warm befürwortete: „Zum verdienten Lob Euer Gnaden und Hochdero Vorfahren sind solche (anderwärts noch geltende) Verhältnisse der Leibeigenschaft bei uns unbekannt, und man kann mit Zuverlässigkeit behaupten,

„Heute nun [am 11. Januar] ist der Grosspapa [Meister Joh. Rudolf Merian, Vater von Pfarrer Burckhardt's dritter Gemahlin, Frau Margaretha, geb. Merian] mit Rathsherr Christ ins ganze Land von Gemeinde zu Gemeinde gegangen, um sie zur Ruhe und Treue gegen eine so milde und landesväterlich für sie sorgende und sie regierende Obrigkeit zu ermahnen und allenfalls auch ihre Klagen anzuhören, die sie aber nicht in einem Auf-
lauf, sondern in der Ordnung vorbringen sollen.“

Das ungefähr war in der That der Inhalt und waren die Worte einer vom Rath an das Landvolk gerichteten Publication. Die Deputation richtete bekanntlich nichts aus; es kam in der Kirche zu Liestal, wo Uhrenmacher Hoch im Namen des Landvolkes redete und Rathsherr Christ in unklugem Tone herausfuhr, zu stürmischen Auftritten. Eine bald darauf abgesandte Deputation fand schon die von der Gemeinde Liestal gewählten „Ausschüsse“, und eine dritte, am 15. Januar abgeordnete, die Ausschüsse aller Gemeinden in Liestal versammelt. Sie hatten ihre Begehren schon in 4 Punkten formuliert. Sie wollten Schweizer bleiben; beehrten Freiheit und Gleichheit als „Menschenrechte“; Gleichstellung der Land- und Stadtbürger; eine repräsentative, von Stadt und Land zu wählende Volksversammlung zur Aufstellung einer neuen Verfassung.

Ueber das Weitere berichtet Pfarrer Burckhardt am 29. Januar 1798 so: „Der 17. und 18. Januar waren die

dass mancher auf hiesiger Landschaft ruhig lebte und starb, ohne jemals gewusst zu haben, dass er ein Leibeigener war.“ -- „Ueberhaupt also, und mit einigen Ausnahmen, schiene es ziemlich gleichgültig zu sein, ob man den Nahmen Leibeigener noch ferner beibehalte, oder ob man solchen für immer abschafte“ etc.

merkwürdigen Tage, da es sich bei uns zu einer Revolution anliess. Schon den 15. liess der Artillerist Stähli (sic) [Artilleriewachtmeister Hans Georg Stehlin von Benken] bei Haas eine Schrift drucken als einen Zuruf der Landbürger an die Stadtbürger, darin es unter Anderm heisst: „Alle Bünde und Verträge beruhen nur auf dem Recht des Stärkeren und auf der Kraft der Waffen — Eure Rechte sind nicht erblich, und wir haben eure Bünde und Verträge nie frei beschworen — wir kennen den Geist der Revolution sowohl als die Kräfte der Waffen, wir kennen die Mittel unsere Gesinnungen durchzusetzen; wir überlassen euch das Uebrige zu denken.“ Diese Schrift ward den 17. auf allen Zünften vorgelesen, und wir wurden aufgefordert einen Mann zu wählen, der als Ausschuss der Stadtbürger mit den Ausschüssen der Landbürger tractieren solle. Das geschah den 17., und Lic. Schmidt ward mit 28 Stimmen erwählt. [Der Grosse Rath hatte beschlossen, die Zünfte anzufragen, ob sie durch eine zu ernennende Commission mit den Ausschüssen der Landschaft über die aufgestellten Begehren berathen wollten.] Den 18. sollten wir den Ausschuss bevollmächtigen [es wurde eine Antwort auf jene Proclamation verfasst]. Aber alldieweil wir beisammen waren, kamen 2 Rath्सdeputierte mit gröster Aengstlichkeit uns zu bitten, wir möchten gegen das Landvolk nachgiebig sein, weil sonst alles verloren sei. Schon am Morgen [des 18.] erfuhr man, dass das Schloss Waldenburg brenne, und nun hiess es, das Landvolk sei 4000 Mann stark bewaffnet bei Liestal versammelt und wolle auf die Stadt losmarschieren [die Absicht bestand allerdings, wie Ochs, S. 288, zugiebt; auch den wahren Grund, warum sie nicht ausgeführt wurde, nämlich Mangel an Munition, führt er an; er nennt aber nur 2000 Mann, ebenso J. J. Müller, Basler Taschenbuch,

1855, S. 123]. Und im Elsass stünden 20—30,000 Franzosen ihnen zur Hilfe bereit, wenn die Stadt ihnen nicht gebe, was das Land fordere. Man hatte nämlich falsche Briefe aufs Land geschickt, als ob unser Geheimer Rath Bern und Solothurn um Hilfe angerufen hätte. Das war List und Bosheit; aber man erreichte seinen Zweck. Man trieb die ganze Bürgerschaft in die Angst, und alles stimmte zu, dass Grosse und Kleine Rätthe die Landbürger für frei erklärten [am 18. Januar, worauf am 19. Januar sämmtliche Zünfte und Gesellschaften sich versammelten und den Beschluss bestätigten; die Freiheitsurkunde ist vom 20. Januar]. Darüber gab man ihnen ein Patent. Der Inhalt ist: Freiheit, Gleichheit die heiligen, unverjährbaren Rechte des Menschen, und eine Verfassung, wozu Repräsentanten aus dem Volk gewählt werden. Vereinigung der Stadt- und Landbürger als zu einem Körper gehörend, welche gleiche Rechte und gleiche Freiheit zu geniessen haben. Eine Volksversammlung, wozu von 50 Bürgern einer gewählt werden soll, welche den für die Zukunft zu machenden Gesetzen beiwohnen sollen. — Zugleich, hiess es, habe man nöthig befunden, das Piquet von 600 Mann in die Stadt aufzunehmen zu ihrer Sicherung. Man bewilligte alles in der Angst, und das alles war ein klug angelegter Plan zur Revolution. Den 19. kamen diese Landtruppen, vereinigten sich mit der Frei-Compagnie zwischen Zeug- und Kornhaus, alle brachten schon Cocarden: weiss und schwarz, mit roth umgeben, und so war auch der Fahnen. Hauptmann Buxtorf wurde zum Commandanten aller dieser Waffenbrüder von Stadt und Land in der Stadt ernannt, und da schwuren sie alle zum Fahnen. „Wir wollen Schweizer bleiben, unserem Chef folgen, und zuletzt: Freiheit und Gleichheit, das schwören wir, so wahr uns Gott helfe.“ Das hörte ich deutlich in meinem

Stüblein. Diese 600 Mann sind auf die Zünfte verlegt und nicht beim Bürger logiert [„man wollte, sagt Ochs, S. 290, sie dem Einfluss der entschiedenen Aristokraten entziehen und sah die Zunft- und Gesellschaftshäuser gerne von denselben bewacht“]. Die Bürger- und Freicompagnie ¹⁾ wachen gemeinschaftlich mit ihnen.“

„Es bildete sich zu gleicher Zeit ein Comité zum Bären. [„Gesellschaft zu Beförderung bürgerlicher Eintracht“ nannten sie sich; das Kämmerlein zum Rheineck gehörte dazu, man nahm aber, „ausser den erklärten Patrioten, auch Neutrale und mässige Aristokraten“ auf; Ochs, S. 283. Man trat zum ersten Mal, nachdem man einen öffentlichen Aufruf an alle Mitbürger zum Beitritt erlassen, am Abend des 18. Januar auf der Bärenzunft zusammen; der junge Dr. Hagenbach hielt eine Eröffnungsrede, welche die neue Aera der Rechtsgleichheit aller Bürger zu Stadt und Land mit scharfen Worten inaugurierte. Eine Adresse an Stadt und Land wurde von ihr verfasst; die Hereinberufung der Garnison der Landschäftler, das Tragen der schwarz-roth-weissen Cocarde geschah auf ihre Aufforderung hin.] Herr Dr. Stückelberger schlug es vor als ein Kämmerlein, wo sich Leute von beiden Gesinnungen gegen einander erklären und sich freundschaftlich vereinigen sollten. Aber die Partei der Gleichheit und Freiheit nahm gleich die Oberhand und decretierte. Der Rath musste etliche Tage lang thun, was sie wollten, ²⁾ und so wurde denn auch

¹⁾ Nach Ochs, VII, 604, war die Freicompagnie „eine Vereinigung junger Bürger, die sich in den Waffen üben und mit der Zeit die Offiziere für die Landmiliz abgeben“, unter Bewilligung des Rathes im Jahre 1746 gegründet.

²⁾ Der liberale Joh. Heinr. Wieland, damals Stadtschreiber in Liestal, bemerkt: „aufrichtig gesagt, muss ich bekennen, dass mir

den 22. auf St. Petersplatz das Militär versammelt, mit Musik auf den Münsterplatz gezogen und ein Freiheitsbaum aufgerichtet. Herr Diacon Fäsch bei St. Theodor hielt [im Münster] eine Predigt über Gleichheit und Freiheit, und Abends war Nachtessen [ein Ball bei Lucas Sarasin im Blauen Haus, Mahlzeiten auf den meisten Zunft- und Gesellschaftshäusern. Genaueres s. Basler Taschenb., 1855, S. 130 ff.]. General Dufour war mit mehrern Stabsoffizieren da [zum Bären, s. Frey, S. 52]. Die gleiche Feierlichkeit wurde den 25. in der kleinen Stadt wiederholt. Und nun, heisst es, haben die Franzosen eine Freude an uns, weil wir das altfränkische Kleid ablegen und das neufränkische anziehen. Noch heisst es allgemein: wir wollen Schweizer bleiben — und äffen doch alles Französische nach!“

„Kurz, die Sache ist diese. Es giebt in der Schweiz, wie auch in Teutschland viele, denen das französische System gefällt; die werden dann politische Schwärmer und zünden das Feuer des Missvergnügens und der Empörung bei den Bauern an. Die Obrigkeiten haben versäumt zur rechten Zeit das Joch zu erleichtern, nun werfen es die Landleute selbst ab. Ich gönne ihnen die Freiheit und Gleichheit gerne, wünsche aber nur Ordnung, Ruhe und Frieden unter der Leitung weiser Gesetze.“

Indessen findet er doch, dass „Verbesserungen wohl wünschenswerth, aber sehr gefährlich seien, dass es oft weiter gehe als man Anfangs wollte, und dass ein Bauernregiment eine bedenkliche Sache sei, weil sie die Freiheit und Gleichheit gar leicht missbrauchten.“ Er fand

der Ton, worin das Comité zum Bären Befehle zu ertheilen scheint, nicht behagt. Status in statu führt zur Anarchie.“ — S. dessen Brief vom 20. Jan. in: Beiträge zur vaterländ. Gesch., VI, S. 135.

sich darum verpflichtet, am 23. — also dem Tag nach der Münsterpredigt seines Collegen Fäsch am Freiheitsfest — „etwas wenig“ zu reden über Galater V, 13, 14. „Ihr aber, liebe Brüder, seid zur Freiheit berufen. Allein sehet zu, dass ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebet, sondern durch die Liebe diene Einer dem Andern. Denn alle Gesetze werden in Einem Wort erfüllet, in dem: Liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Für den Sohn setzt er bei: Den 15. Vers liess ich weg, er gehört aber auch dazu: so ihr euch aber unter einander beisset und fresset, so sehet zu, dass ihr nicht unter einander verzehret werdet.“ — Zwar so lange egoistische Menschen über einander herrschen, so lange wird es nicht ohne Klagen und Unrecht zugehen. Aber ich meine doch, wenn meine Kinder, die unter 16 Jahren sind [Pfarrer Burckhardt erwartete damals das 18. Kind, Johannes], sagen wollten, sie seien frei geboren und seien im Stande sich selbst zu regieren, zu schützen und zu versorgen, so würde das nicht gut gehen. Und so stelle ich mir die Landleute als Kinder, die Stadt aber als ihren Vater und Vormund vor. Freilich war dieser Vater oft hart, und noch mehr waren es die ältern Brüder, die auf dem Lande des Vaters Stelle vertreten sollten, die Landvögte. — Diese sind inzwischen alle von ihren Schlössern in die Stadt gezogen. Auch Farnsburg wurde ausgebrannt [in der Nacht vom 21. auf den 22. Jan.: Ochs, S. 286, Anm.; Basler Taschenb., 1855, S. 127]; doch Herr Landvogt mit allem was er hatte ist vorher weggeschafft worden. Homburg und Mönchenstein wurden zwar nicht verbrannt, sondern nur geleert, denn sonst hätte das Dorf Mönchenstein mit verbrennen müssen.“ [Anders Ochs, a. a. O., Basl. Taschenb., S. 132.]

Es handelte sich nun, nachdem die Freiheitsurkunde auch auf der Landschaft bekannt gemacht war, um die

Aufstellung der neuen Verfassung. Hiezu liess man am 29. Januar Ausschüsse von Stadt und Land in den Grossen Rath führen, um mit ihnen über das weitere Vorgehen sich zu einigen.

„Heute [29. Jan.] werden die Volksrepräsentanten ab dem Lande abgeholt. Die Stadtausschüsse fahren ihnen in 7 Kutschen entgegen. Grün- und blaue Reuter holen sie ab, und wirklich höre ich die Kanonen, so ihre Ankunft ankünden. Sie werden in den Grossen Rath geführt, der eben versammelt ist, und dann werden sie zusammensitzen, unsere neue Verfassung zu entwerfen, wozu Herr Ochs in Paris, H. Meister Legrand, Lic. Schmidt, Erlacher und Consorten die Pläne liefern. — Denn Herr Dr. Ochs scheint in Paris mehr für die Umwälzung unsres Staates, als für unsere Forderung, und die Erwerbung des Frickthales, zu wirken. — Nun, die Uhr ist auseinander gelegt, das war keine grosse Kunst; aber sie wieder zusammenzubringen und ordentlich gehen zu machen, das will mehr sagen. — Es geht nun äusserlich ruhig und im Frieden, aber in den Gemüthern kocht es, und müsste man nicht das Gouvernement militaire fürchten, und noch mehr die Rache der Franzosen, so hätten wir vielleicht den Bürgerkrieg. In allem merke ich doch noch die gute Hand Gottes und traue es ihm zu, er werde alles wohl machen. Die Ausschüsse sind wackere und verständige, zum Theil auch ausgezeichnet gottesfürchtige Leute, zu denen man Zutrauen haben kann, wenn sie nicht überstimmt werden, und wenn Frankreich nicht zu viel Einfluss hat.“ —

Gleichzeitig wird auch über die politische Lage der übrigen Schweiz, namentlich die Bewegungen im Waadtland und im Kanton Zürich berichtet.

„Die Franzosen thun, als wenn sie von oben herab oder von der ganzen Massa der Menschheit den Auftrag

hätten deren Rechte herfürzusuchen und sie in Freiheit zu setzen; daher stehn sie mit den Waffen in den Händen an den Grenzen und drohen jede Revolution zu unterstützen. Ebenso mussten auch die sonst stolzen Berner nachgeben und das Pays de Vaud für unabhängig erklären, weil sie ein Blutbad verhüten wollten; denn auch dieses Land ist in Insurrection; alles trägt Waffen und grüne Cocarden, wie bei uns nun alles Weiss-Schwarz-Roth trägt.“

„Schon fängt die Revolution in Zürich auch an, und obschon die Stadt dem Lande zuvorkommen wollte mit gewissen Erleichterungen und Vorzügen, so heisst es doch jetzt, das Landvolk fordere völlige Freiheit und Gleichheit und sei bewaffnet vor der Stadt, welche seit etlichen Tagen geschlossen sein soll. Auch in Solothurn fängt der Freiheitsgeist an für das Landvolk zu reden im Rath, und bald wird auch das Volk seine Stimme hören lassen, und Frankreich ruht nicht, bis wir à la française umgeschaffen sind. Wenn wir nur alsdann glücklicher sind!“

In Basel sollte nun eine neue Verfassung geordnet werden. Die 30 Ausschüsse, zu gleichen Theilen von Stadt und Land, welche am 29. Januar in den Grossen Rath waren geführt worden, bestimmten zunächst, dass eine Versammlung von 60 Repräsentanten, Vertretern von Stadt und Land, nach der Volkszahl (nur für das erste Mal begnügte man sich mit einem andern Wahlmodus) zu ernennen sei. Während diese die neue Verfassung beriethen, sollten Bürgermeister und Rätthe der Stadt im Amte bleiben. An deren Stelle constituirte sich dann die „Nationalversammlung“ und hielt

am 6. Februar ihre erste Sitzung. Aber ihre Existenz währte nur bis zum 18. April, wo die Behörden des unterdess für die ganze Schweiz eingerichteten Einheitsstaates, der „einen und untheilbaren Republik“, ihre Stelle einnahmen. Es war dies für Basel die kurze Periode, in der es an der Spitze des Fortschrittes zu stehen die zweifelhafte Ehre hatte, wo es nicht nur seine eigene Verfassung der Gleichheit vorläufig ins Reine brachte, sondern auch durch wiederholte Gesandtschaften nach Bern und in die Ostschweiz bei seinen eidgenössischen Mitständen für die neuen Ideen Propaganda machte.

Hierüber referiert unser Gewährsmann am 22. Februar 1798 so:

„Die Ausschüsse der Stadt und Landschaft, 30 an der Zahl, verordneten, dass die Versammlungen in den Quartieren der Stadt und in den Gemeinden des Landes sollten gehalten werden. Jeder Bürger, der communiciert hatte, hatte Stimme. Wir waren den 1. Februar von Morgen bis Nachts im Chor unsrer Kirche, weil wir sonst nirgends Platz hatten, mit dem Spalenquartier versammelt, um 12 Wahlmänner aus 260 zu wählen. Diese traten hernach zusammen und wählten für die Stadt 20 Volksrepräsentanten. Die Landbürger wählten 20 aus ihrem Mittel und 20 aus den Stadtbürgern, aber ohne Nachtheil ihrer Rechte für die Zukunft [wo die Volkszahl das Verhältniss bestimmen sollte]. Da that man 3 Häuptern die Ehre an sie auch zu wählen, denn Oberstzunftmeister Merian hatte [am 18. Januar] abgeben, ist aus seinem Hause ausgezogen und privatisiert auf seinem Landgut. Dep. Sarasin, Stadtschreiber Fäsch, Dreierherr Münch, der Grosspapa [Meister Joh. Rud. Merian], Meister Rosenburger, Rathsherr Wenk, Landvogt Munzinger, A. Sulger u. a. wurden gewählt; die

Uebrigen waren schon lange berühmte Volksmänner: Meister Legrand, Peter Vischer, Lic. Schmidt, Stadtschreiber Wieland, Wernhard Huber, Thurneisen und Zäslin im guten Hof. Erlacher und Haas stehen oben an unter den vom Lande Gewählten, und Candidat Martin Frey, Franz Lux Linder, Burckhardt im Engelhof, Notar Brändlin, Dietrich Iselin und mehrere dergl. junge Leute und nie gewesene Staatskundige sind nun unsere Regenten, nennen sich Volksrepräsentanten und die höchste Gewalt. [Das vollständige Verzeichniss s. Basler Taschenbuch 1855, S. 138 f.] Nachdem sie sich den 6. constituirt und Wernhard Huber zum Präsidenten erwählt, eilten sie die Bürgerschaft in Eid zu nehmen. Quartierweise mussten wir auf den Petersplatz ziehen, die Jungen bewaffnet, die Alten unbewaffnet, ohne alle Rücksicht auf Stand und Rang. Und so zog ich mit Pfarrer Falkeisen und Prof. David von der Krähe auf den sogenannten Vereinigungsplatz, den 7. Morgens um 11 Uhr. In der Mitte war eine Bühne erbaut, und nun kamen die Repräsentanten [vom Rathhause her: Ochs, S. 308] zwei und zwei, immer ein Stadt- und ein Landbürger neben einander, mit Nationalfarben, Rosetten und Banden um den linken Arm und betraten die Bühne. Es war ein schöner Tag, aber der gefrorene Boden von der Sonne aufgethaut. Das Militär schloss einen Kreis, und wir Unbewaffnete waren in der Mitte. Nun trat Präsident Huber hervor, redete uns als Bürger und freie Männer an. Er sprach deutlich, stark und männlich ohne grosse Vorbereitung, nur was zur Sache diente, hatte die Resignations-Acte des bisherigen Magistrats in der Hand und liess sie durch Abel Merian Sohn ablesen; dann sprach er von dem Eid, den die Repräsentanten und die gegenwärtigen Stadt- und Landbürger schwören sollten. Er ward jedem gedruckt zwei

Stunden vorher mitgetheilt. Es hiess in beiden [d. h. dem der Repräsentanten und dem des Volks, s. Ochs, S. 309]: 1) wir wollen freie und unabhängige Schweizer bleiben; 2) Religion und Tugend ehren und schützen; 3) die Souveränität des Volkes anerkennen; 4) Freiheit und Gleichheit der bürgerlichen Rechte halten; 5) eine demokratisch-repräsentative Staatsverfassung haben, die das Volk sanctionieren soll, indessen dem provisorischen Gewalt und dem militärischen Commandanten (Buxtorf) gehorsam sein.“

„Der Redner jubelte, schwang sein Nastuch, aber nur Wenige thaten ihm nach, und das hörte gleich auf. Ueberall waren mehr ernsthafte als frohe Gesichter zu sehen. Vor dem Eid hielt noch Diacon Fäsch eine [„sehr herrliche“ Basler Taschenbuch S. 140] Rede über Freiheit und Gleichheit und Eid und künftiges Glück. Huber schloss mit den Worten, dass wir uns dieses Tages noch im Himmel, der uns zulächle, freuen möchten!“

„Indessen sitzt nun die Nationalversammlung fast täglich beisammen in der Gross-Raths-Stube und deliberriert bei offenen Thüren und hat Zuhörer aus allen Ständen.“ Dann wird über die für die verschiedenen Departements aufgestellten 9 Commissionen berichtet und namentlich das unter Joh. Luc. Legrand stehende des Erziehungs- und Kirchenwesens namhaft gemacht: „ein Landbürger von Liestal, Kilchberg und Regetschwyl sind auch Beisassen.“

„Schon hat uns Herr Dr. Ochs von Paris aus ein Project zu einer neuen Staatsverfassung zugesandt für die ganze Schweiz, die [durch Vermehrung der bisherigen 13 Kantone] mit Wallis, Bündten, Pays de Vaud, Aargau, Thurgau, Toggenburg, Rheinthal und übrigen Abt-St. Gallischen Landen, den italiänischen Vogteien, deren

Freiheit wir schon anerkannt haben, 22 Cantone und einerlei Regierung haben soll. Um dies Project durchzusetzen, sind Franzosen ins Pays de Vaud eingedrungen, und durch's Münsterthal marschiert eine französische Armee nach Biel und gegen das deutsche Bernerbiet. Diese alle sind mit ihrer Regierung und dem, was sie ihnen schon bewilliget, zufrieden und wollen sich gegen die Einmischung einer fremden Macht mit Gewalt wehren. Sie [d. h. die Regierung von Bern] verlangen den Zuzug von Zürich, Glarus, Uri, Schaffhausen und haben ihn auch erlangt. Der französische Agent Mengaud hat aber Befehl vom Directorio, nicht nachzugeben, bis die ganze alte Berner Regierung, die sonst Muster einer guten war, entfernt und eine Umwälzung, wie die unsrige, die der Luzerner, der Schaffhauser und bald auch die der Zürcher ist, zu Stande gebracht sei. Man hofft, Bern werde lieber endlich nachgeben, als das Heil seines Volkes im Krieg wagen.“

„So sieht es in der 300 Jahre alten schweizerischen Republik aus; sie muss nun in eine neue, philosophische Verfassung umgebildet werden, sie mag wollen oder nicht, weil Frankreich, der Stärkere, Meister ist und es so haben will. Entweder müsst ihr sein und werden, was wir, eure mächtigeren Nachbarn, aus euch machen wollen, oder — den Krieg haben. Ist das Völkerrecht? Sind das nicht demokratische Despoten, so weiss ich keine; und ich fürchte mich ebensowohl vor dieser als vor der aristokratischen und monarchischen Despotie. Aber hier ist nichts zu machen als stille sein, zu Gott seufzen und seine Gerichte verehren und von seiner Regierung allein Hilfe und Besserung erwarten.“

— „Bisher hatten wir einen sehr gelinden Winter; aber seit dem 16. Februar fieng es an zu schneien, und bis Sonntag Abends hatten wir einen Schuh hoch

Schnee, und heute [22. Februar] stand das Thermometer auf 22 Grad. [Dies war mit ein Grund dafür, dass Schauenburg's Zug durch den Jura zur Vereinigung mit Brune sich verzögerte.] In wenig Tagen soll sich's entscheiden, ob Bern mit Frankreich Krieg haben wird. Unsere Nationalversammlung hat beschlossen, Deputierte nach Bern zu schicken, um diesen Stand zu vermögen, sich gleich uns vor Frankreich zu demüthigen. [Den Anlass zu diesem den 21. Februar gefassten Beschluss bot das Begehren Berns um Zuzug; abgesandt wurden Huber, Legrand, Schäfer und Schmid.] Mich dünkt, die Regierung in Bern sollte es thun aus dem Grunde, weil doch an der Erhaltung des Volkes mehr gelegen ist als an der Erhaltung einer freilich guten und beglückenden, aber nun einmal verhassten oligarchischen Regierung, wobei freilich Adel und Stadtbürger ihren Vortheil haben, während sie mit deren Sturz ihren bisherigen Wohlstand und Würde ganz verlieren, denn es soll von der alten nichts übrig bleiben, alles neu werden. Wehe aber auch dem übrigen Europa und allen Fürsten und Staaten Deutschlands, wenn Frankreich so allmächtig befehlen und handeln kann; doch ich denke, sie könnten's nicht, wenn es ihnen nicht der Oberste Regent befohlen oder bewilliget hätte um die bisherigen Fürsten und Obrigkeiten zu züchtigen, nur schade, dass man sie nicht allein, ohne das Volk züchtigen kann. Allemal ist es eine Zeit besondrer Gerichte Gottes, und wer weiss, wann und wo sie aufhören! Viel kommt auf ihr Waffenglück gegen Engelland an. Wollte Gott, dass wir bald aus ihrer Furcht erlöset wären!“

Den 23. März. — „Wenn ich dir alles schreiben sollte, was seit meinem letzten Brief vom 22. Februar bei uns und in der Schweiz vorgegangen, wie gross würde der Brief werden — also nur das Wichtigste! Der

erste März war für uns und die Schweiz ein wichtiger Tag. Da griffen die Franken das Schloss Dornach an und drangen in das Solothurnische. Zugleich rückten sie an mehreren Orten vor und kamen an die Thore von Solothurn, die man ihnen öffnete. Dann gieng's auf Bern los. Sie fanden Widerstand, aber nicht genügenden. Es war ein wahres Babel, man verstund einander nicht. Das Volk war misstrauisch gegen die Stadt; Einige hielten's mit der alten Regierung, Andere wollten eine neue Volksregierung, und so war kein Zusammenhalten und keine Kraft. Man liess den Landsturm ergehen, zündete die Hochwachten an. Man lief zusammen, wusste aber nicht wohin. Bei Fraubrunnen kam's zum Treffen. Die Berner kämpften heldenmässig wie ihre Voreltern; aber sie waren zu schwach, hatten entweder ungeschickte oder schon für das französische System gestimmte Officiere. Und so gieng's auf Bern, das man auch ohne Widerstand übergab. Freiburg war schon gleichzeitig mit Solothurn eingenommen, und nun liegen in allen diesen Städten französische Besatzungen, die „more solito“ sich aus fremdem Gut wohl sein lassen und sich bereichern. Das „divide et impera“ wurde hier meisterlich gespielt. — Europa wird erstaunen und sagen: wo ist der Ruhm der alten Schweizer? Und wenn die erstaunte Welt fragt: was haben denn die immer neutral gewesenen Schweizer an Frankreich verschuldet? so antwortet man französischer Seits Vieles: „sie haben die Emigranten aufgenommen; sie haben als Kaufleute Vorthail von der französischen Revolution gehabt und sich bereichert; Bern besonders hieng an Engelland, das sein grösster Staatsschuldner ist.“ Das sind unsere Verbrechen, die man vorwendet. Aber die Sache ist eigentlich diese. Frankreich will sich gross und furchtbar machen durch den Zuwachs von Repu-

blicken, die es umgeben, die, wenn sie nach seinem System eingerichtet, mit ihm verbunden sind, unter seiner Vormundschaft stehen, ihm statt einer Vormauer dienen; und durch sie alle gestärkt, wird es die furchtbarste Macht in Europa. Zu dem kommt noch die enthusiastische Vorliebe zu ihrem System von Gleichheit, Freiheit und Menschenrechten, oder vielmehr Hass gegen christliche Religion und gegen alle andere als demokratische Regierung. Man findet immer Unzufriedene, die bei einer neuen Ordnung der Dinge^{Fortun} zu machen hoffen. Und da nun schon Basel, Luzern und Schaffhausen sich zur Demokratie umgeschaffen hatten, und die „mächtige Nation“, wie man sie und sie sich selbst nennt, beschlossen hatte, dass wir nach ihrer Form sollten eingerichtet werden, wie Holland und Cisalpinien, und viele Tausende in der Schweiz selbst dafür arbeiteten: so war nun kein Zusammenhalten, kein Zutrauen, das Volk in Parteien getheilt; der lang ausgestreute Same der Uneinigkeit gieng auf und brachte seine Frucht, wie es nun am Tage liegt. — Vielleicht hätte man durch kluges Nachgeben und Selbstmachen verhindern können, dass die Franzosen es machten; und darum reisen unsere Repräsentanten jetzt in 2 Compagnien durch alle Cantone um diese Constitution zu empfehlen [in die Ost- und in die Westschweiz; aber ohne Resultat: in St. Gallen wurden sie übel empfangen; die Waadtländer wollten von Ochs'ens abgeändertem Entwurf nichts wissen.] Schon ist das Pays de Vaud von Bern abgerissen und soll ein eigener Canton werden, desgleichen das Aargau. Die mit den Waffen eingenommenen 3 Kantone werden entwaffnet und das Berner Zeughaus geleert und nach Hüningen geschleppt. Wir haben schon über 100 Kanonen und ebenso viele Munitionswagen hier durchfahren

sehen durch traurig aussehende Berner Bauern, und manchmal zittert bei diesem Anblick auch im Auge des Baslerischen Schweizers eine Thräne. Hätten wir nicht willig gethan, was wir thun mussten, so wären wir gleich einem Ameisenhaufen zertreten worden.“

Am nämlichen ersten März, als die gegen Solothurn vorrückenden Franzosen von Allschwyl und Oberwil her gegen Dornach zogen und dort Brücke, Dorf und Schloss eroberten, kam es auch in der Basler Nationalversammlung zu bedrohlichen Auftritten. Die Anhänger der alten Ordnung waren wohl in Furcht gehalten, aber nicht zufrieden gestellt durch die Neuerungen. Einige Anzeichen solcher Stimmung werden uns auch hier berichtet. „Das Landvolk selbst hat keine grosse Freude über ihre Veränderung, und sie fürchten sich mehr vor dem Bauren- als dem Herren-Regiment.“ In der Stadt äusserte sich auch etwa der Widerstand. „Der Freicompagnie wollte man ihre Uniform nehmen, sie blau kleiden und mit aller andern Miliz zu einer „garde nationale“ umbilden; aber bis dato [heisst es am 22. Februar] wehrt sie sich noch für ihr Corps und Kleidung und will „Stadtbataillon“ heissen.“ — Auch der stille Anhänger des Alten hatte das Gefühl, dass man terrorisiert sei. „Man lauert auf alle, die nicht zum Bund gehören, und wird sich einmal rächen an denen, die ihn nicht gefördert, wenn auch schon nicht dagegen gehandelt haben.“ Diese Stimmung brach nun aus, als man von einem Durchzugsbegehren Mengaud's für französische Truppen hörte, welche Solothurn und Bern bekriegen sollten; im Weigerungsfalle drohte er eine Garnison von 6000 Mann in die Stadt zu legen. „Da — berichtet Pfarrer B. — liefen die Bürger beim Rathhaus zusammen, und einige kamen etwas stürmisch in die Nationalversammlung und schrien, man solle die Thore

schliessen. Repräsentant Vischer hiess den Peter Gessler [Hutmacher] fassen, der sich aber zur Wehr stellte, und zwar gegen Vischer, doch noch ohne That und Schaden. Der sonst so sanftmüthige Professor Linder sagte unten im Rathhaus: „Wenn wir nicht einen Vaterlandsverräther in Paris hätten, so wären wir nicht in dieser Lage.“ [Ochs S. 317 drückt diesen Vorgang so aus: „auf einer Seite stand ein in den todten Sprachen sehr gelehrter Mann, der wider den Oberstzunftmeister zu Paris die Zuhörer aufhetzte und von einer vorhabenden Vereinigung mit Frankreich viel unsinniges vorschwatzte.“ Dagegen war allerdings das Betragen Gessler's mehr als „etwas stürmisch“; wenn auch schon Stehlin's nachherige Worte weit über das Thatsächliche hinausgiengen: er wolle standhaft auch den Tod für das Vaterland dulden.] Beide — Gessler und Linder — wurden in Thurm gewiesen, ersterer sogar militärisch abgeholt. Das Urtheil aber war sehr gelind. Professor Linder musste Abbitte thun und 20 & Strafe bezahlen; Gessler ist von seiner Wachtmeisterstelle entsetzt und für etwas Zeit ins Haus bannisiert. Der obere Gerichtshof ist aber auch mit vortrefflichen Männern besetzt. — Auch Antistes Merian wurde angeklagt, dass er solche Texte wähle und so predige, dass man sehe, er sei an die neue Verfassung nicht anhänglich. Er musste seine Predigen geben und vor dem Erziehungscomité erscheinen um sich zu verantworten. Dabei blieb es. Er und wir Prediger alle bekamen die Weisung, künftig von politischen Gegenständen auf der Kanzel zu schweigen, so mir sehr lieb ist.“

Als nun Ochs von Paris wieder in Basel angelangt war und am 6. März in der Nationalversammlung über seine Sendung Bericht abgestattet hatte, wurde die von den Pariser Directoren aufgestellte Einheitsverfas-

sung für die ganze Schweiz zunächst von dem Constitutionscomité der Basler Versammlung berathen und am 15. März angenommen. Die unerheblichen Abänderungen des ursprünglichen Planes, die man dabei vornahm und durch abgesandte Deputationen nach der Ost- und Westschweiz empfehlen liess, fanden zwar in Bern und Zürich, nicht aber in Lausanne und Paris Gnade. Auch Brune musste seinen schändlichen Plan einer Dreitheilung der Schweiz in „rhodanische“, „helvetische Republik“ und „Tellgau“, in wenig Tagen fallen lassen. Am 28. März dictierte der französische Armee-Commissär Lecarlier von Bern aus dem eroberten Lande, dass es den ursprünglichen Plan anzunehmen und seine Deputierten zum Corps législatif bis zum 10. April vorläufig nach Aarau zu senden habe. Neu war dabei nur die Losreissung des Oberlandes von Bern. So waren es nun 23 Cantone. [Hilty: öffentliche Vorlesungen über die Helvetik, S. 720, theilt die Proclamation im Wortlaut mit.] Die Urversammlungen aller helvetischen Bürger hatten auf je 100 einen Wahlmann, diese Wahlmänner die beiden gesetzgebenden Räthe für den Gesamtstaat zu wählen, einen Senat und einen Grossen Rath. Diese beiden zusammen sollten dann als Vollziehungsbehörde 5 Directoren ernennen. Diese hatten ihre Minister zu bestimmen. Die Kantone als blosse Verwaltungsbezirke standen unter dem vom Directorium ernannten Regierungsstatthalter und wählten ihre Verwaltungskammer als ausführende Behörde. Die Wahl der Senatoren und Grossräthe für den Kanton Basel fand in Liestal statt; unter ihnen waren Peter Ochs, Erlacher, Huber. In Aarau wurde Ochs Präsident des Senates, erster Director Joh. Lucas Legrand (12. April). — So hielt denn am 18. April die Basler Nationalversammlung ihre letzte Sitzung ab; Regierungs-

statthalter wurde J. J. Schmid, Präsident der Verwaltungskammer Joh. Heinr. Wieland.

Die innern Kantone aber waren empört über das „höllische Büchlein“ der Ochs'schen Verfassung; es kam darüber zu den bekannten blutigen Kämpfen. Ueber diese Thatsachen und den Kampf der Urkantone gegen die neue Verfassung schreibt Pfarrer Burckhardt am 7. Mai:

„Seit meinem letzten Brief geht das Revolutionieren von Canton zu Canton. In Aarau ist der Sitz und das Centrum unsrer künftigen Regierung à la française. J. L. Legrand ist der erste zum Director erwählt worden, ihm folgten 4 Andere aus andern Cantonen. Dort ist auch der Senat und der Grosse Rath, dessen Präsidenten dato Bürger Huber und Bürger Ochs sind. Letzterer hat viel von seinem Ansehen verloren; er soll sogar krank sein: kein Wunder! denn es muss ihn verdriessen, wie die Ländler von ihm denken und reden, die ihn öffentlich Verräther nennen. Diese Ländler nun, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell, sind ganz gegen die neue Constitution. Deswegen rückten endlich die Franzosen gegen sie an; sie marschierten 2400 Mann stark durch unsre Stadt. Die Nachkommen der Eidgenossen und des Wilhelm Tellen wehrten sich ab ihren Bergen, Klüften und Wäldern mit Steinen, Schiessen und Schlagen, so dass ich in der heutigen Basler Zeitung lese: „die Franken haben mit ihnen kapitulieren und ihnen alles bewilligen müssen, was sie verlangten; nämlich sie bei ihrer alten bisherigen glücklichen Verfassung zu lassen, keine Contributionen zu erheben und die französischen Truppen sogleich aus ihrem Land zu entfernen; schon sind viele nach Zürich zurückgekommen. — Man sagt allgemein und sehr begründet: hätten die Franzosen in diesen Bergen

noch länger Widerstand gehalten, so wären sie von den Schweizern völlig aufgegeben worden.“ (Aus der Zeitung vom 7. Mai, datiert Zürich den 5.) Es war aber auch empörender Unsinn und Widerspruch, dass die Freiheitsmänner in der Wiege der Freiheit und Wilhelm Tellens Vaterland eindringen und ihm Freiheit bringen wollten. Ja, schöne Freiheit bekommen wir! Sklaven werden wir, erstlich der Franzosen, von denen wir ganz abhängen, die uns entwaffnen, berauben, brandschatzen und schwach und arm machen; und dann werden wir Sklaven von wenigen Regenten, nemlich von 5 Directoren. So viel ich noch Griechisch kann, heisst das Oligarchie, wo *ὀλίγοι ἄρχοντες* sind. Und doch sagen die Franzosen oder vielmehr unsre Citoyens, sie führen den Krieg gegen die Oligarchen! Hoffentlich wird man doch bald erwachen aus dem Taumel und erkennen, dass es ein Traum sei um eine reine Demokratie, und dass sie nicht einmal das Glück eines Volkes ist, wenn sie auch möglich wäre, denn wer wird so viele Köpfe immer unter einen Hut bringen?“

Es wurde dafür gesorgt, dass man sich der neuen Freiheit nicht allgemein freuen konnte. In Basel tauchte abermals die Besorgniss auf, man möchte Frankreich einverleibt werden. In einem Schreiben vom 27. März heisst es:

„Die 5 Könige in Paris disponieren über die halbe Welt, und geht es so fort, gelingt es ihnen Engelland auch zu organisieren: wehe dann allen teutschen Staaten! selbst den nordischen Königen ist der Untergang geschworen. Preussen merkt's und handelt klug, aber manche kleine Despoten sind nicht so klug und stimmen das Volk zur Revolution. Gestern war's allgemeine Sprache, dass unser Dorf Benken wirklich mit Land und Leuten der französischen Republik übergeben sei;

man weiss nicht, ob ein Aequivalent gegeben wird oder nicht. Michelfelden hat General Dufour für 45,000 livres [übereinstimmend Basler Taschenbuch S. 143; dagegen Ochs S. 334 giebt 24,000 l. an], die Hälfte seines Werths, an sich erkauft. Wir zittern, es möchten die Directoren wieder auf den Gedanken fallen, dass sich auch Grossbasel bis an die Birs zum Arrondissement schicke, und dass es uns noch wie Mülhausen ergehe. Die sogenannten Patrioten und Jakobiner sehen's vielleicht nicht ungern, so sehr sind sie, die doch geschworen haben Schweizer zu bleiben, „intus et in cute“ Franzosen. Als wenn's die grösste Seligkeit wäre ein Franke zu sein! da doch unter 20 Millionen vielleicht 18 den vorigen Zustand der Dinge wünschen. Einmal so reden Leute aus dem Elsass, und aus dem mittäglichen Frankreich schrieb jemand: l'intolérance de tous les cultes, la plus grande immoralité et tous les vices possibles seien daselbst „national caractère“ — und das sind die Erlöser und Beglückter der Menschheit! Viel richtiger nennt man sie die Zuchtruthe Gottes, in deren Strafe nun auch wir Schweizer und Basler gefallen sind. Doch, es ist nicht die ganze Nation, sondern die Führer derselben, die aber die Kraft der Nation in Händen haben und sie gebrauchen können, wo und wie sie wollen.“

Die unzufriedene Stimmung zu mehrern trug namentlich das gewaltthätige, räuberische und mörderische Benehmen des französischen Militärs in verschiedenen Gegenden der Schweiz bei, und die Plünderungen der Staatskassen, die sich vor allen der Obercommissär Rapiat erlaubte. Selbst in den Räthen zu Aarau wurden Klagen darüber laut, so dass man von dort eine Klageschrift beim französischen Directorium einreichen liess. Doch Rewbel spottete nur darüber. Gleichzeitig

liess das helvetische Directorium durch die Regierungsstatthalter in Zürich, Bern, Freiburg und Solothurn auf alle öffentlichen Kassen das Nationalsiegel legen. Doch das hinderte Rapinat nicht, in Zürich sie gewaltsam öffnen zu lassen.

Unsere Correspondenz äussert sich darüber am 11. Juni: „Es kommen Viele, die vorher durch die an sich selbst schönen Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Menschenrecht begeistert waren, nach und nach zu sich selber und zur ruhigen Vernunft. Das haben die Aerzte aus Frankreich bewirkt, die der Schweiz zu Ader gelassen und noch immer fortfahren ihre Staatskassen zu leeren und sie mit ihren Truppen so zu überschwemmen, dass bald eine Hungersnoth zu fürchten ist. Wirklich soll das Pfund Fleisch in Zürich 10 und das Pfund Butter 15 Batzen kosten und aller Vorrath so aufgezehrt sein, dass das Hauptquartier von Zürich wieder nach Bern verlegt werden soll. Auch in Zürich hat der Commissär Rapinat, „qui nomen et omen habet“, von der Staatskasse das helvetische Insiegel abgenommen und sich folglich auch diese Millionen zugeeignet. Die heutige Zeitung aus Zürich berichtet: „den 5. Juni äusserte der Kriegscommissär Pommier: Bürger Rapinat werde Abends kommen um einiges im Schatze zu verificieren, es möchten sich also auch Deputierte der Verwaltungskammer bereit halten. Gegen 6 Uhr erschienen Rapinat, Rouhière und Pommier mit Soldaten und forderten dem Suppleanten der Verwaltungskammer Theiler, der mit dem Secretär Meiss zugegen war, die Schlüssel ab. Sie weigerten sich, dieselben herauszugeben. Pommier holte also Schlosser herbei. Meiss eilte hinweg, um den Statthalter Pfenniger und den Präsidenten der Verwaltungskammer Wyss herbeizurufen. Beide kamen eiligst und legten

die dringendsten Protestationen ein. Die Schlosser erschienen. Rapinat forderte die Schlüssel mit der Drohung: *voilà les bayonettes!* Der Statthalter erwiderte: „Hätte ich so viel bayonettes wie Sie, so nähm' ich's mit Ihnen auf. Alles werde ich augenblicklich nach Aarau berichten.“ „Wollen Sie das, sagte Rapinat, so vergessen Sie doch auch nicht zu melden, dass wir den Schatz in 4 Tagen von hier abführen werden.“ Er riss die Siegel ab und untersuchte den Schatz. Niemand von den Schweizern legte Hand an, obschon sie Rapinat aufforderte, die gehörigen Schlüssel an die Kästen zu stecken. Schon gestern, den 7. Juni, war der Schatz auf Wagen geladen und von den Franken abgeführt. War dieser Schatz auch Oligarchen-Eigenthum?“ — So weit die Zeitung. Nun kannst du auf alle die übrigen Seligkeiten schliessen, so uns die Franken durch unsere irre geführten und irreführenden Patrioten verschafft haben. Das bedeuteten die Freiheitsbäume. *Cur non terruere nos vestigia?* — „Da alles was dieser Rapinat gethan hat, von dem Director Rewbel und Consorten gutgeheissen wird, da wir wie eine im Spinnewebe verwickelte Mücke uns nicht rühren dürfen und alles thun und leiden müssen, was Frankreich will, so ist leider für die arme Schweiz nicht viel Gutes zu erwarten, weder für Freiheit noch Wohlstand noch Religion. Wir in Basel haben bisher noch am meisten Schonung genossen; wir dürften aber nur einen Frankreich missfälligen Schritt thun, so werden sie auch hinter unsere Kassen kommen.“ „Durch Stillesein werden wir noch am besten durchkommen und durch Demüthigung unter die gewaltige Hand Gottes, die uns durch Revolution und Frankreich züchtigt.“

In der That kam Basel, vielleicht in Folge seines Vorangehens im Anschluss an die französischen Frei-

heitsideen, viel glimpflicher weg als andere Schweizerstädte. Doch hatte es in der Folge durch das Massena'sche Anlehen auch seinen Theil zu tragen und war namentlich im Laufe des Jahres 1798 von Truppendurchzügen, später im April 1799 durch französische Kriegsheere, die in unmittelbarer Nähe und in der Stadt selbst lagerten, von Schrecken und Noth des Krieges heimgesucht. Es mochte dem Bürger wohl thun, auch aus dem Munde fremder Krieger das Benehmen der Franzosen missbilligen zu hören.

So heisst es am 11. Juni 1798. „Wir haben beständig Durchmärsche von Franzosen in grössern und kleinern Haufen; auch ich hatte schon zweimal 2 Mann zu übernachten. Die guten Leute sind des Krieges müde, wissen nicht, warum sie in die Schweiz geführt werden, in die Wiege der Freiheit. Aber die sie senden, wissen es wohl. Nur aus Bern sollen über 60 Millionen in Geld und Waffen weggeführt worden sein.“ Und am 6. August. „Gestern und vorgestern logierte ich 2 Unterofficiere von französischen Chasseurs zu Pferd, die sehr artige Leute waren. Als am Nachessen die Rede davon war, wie die Franzosen in Bern gehauset, sagte der ältere Krieger: aucun roi n'aurait fait cela. — Schönes Lob für Philosophen und Freiheitsmänner, die Freunde und Schweizer heissen!“

Die Stellung unseres Berichtstatters als Geistlicher und Studierter bringt es mit sich, dass er auch die Zukunft der gelehrten und religiösen Bildungsanstalten ins Auge fasste, die mögliche Neugestaltung der Universität seiner Vaterstadt und der evangelischen Kirche.

„Wahrscheinlich — schreibt er schon am 29. Januar 1798 — wird man auch hinter die Universität kommen und, so viel man kann, zusammenziehen die so vielen und so elend besoldeten und vielleicht auch zum Theil elend bestellten und überflüssigen Professorenstellen.“

Seit Einführung der neuen Verfassung stand die Universität wie das gesammte Schul- und Kirchenwesen unter der Direction eines Mitgliedes der Verwaltungskammer; zu Basel war dies der treffliche Joh. Heinr. Wieland. Bald wurde auch ein Erziehungsrath eingesetzt, dessen 8 Mitglieder auf einen Zehnervorschlag der kantonalen Verwaltungskammer vom helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften (Stapfer) gewählt und vom Vollziehungsdirectorium bestätigt wurden. Die Ernennung geschah am 20. September 1798, die feierliche Eröffnung am 14. April 1799. Neben dem Präsidenten Wieland waren u. A. Miville und Dr. Hagenbach Mitglieder desselben.

„Schon hat — heisst es am 21. Juli 1798 — der Minister des öffentlichen Unterrichtes (Stapfer) von der Universität Auskunft begehrt über die Lage derselben, ihre Arbeiten, ihre Einkünfte, Stiftungen und Verwaltungen. Wer weiss, wie es ihren fiscis legatorum ergehen wird? denn man setzt sich über alle letzten Willensverordnungen hinweg. Man wird für die ganze Schweiz nur einen öffentlichen Erziehungsfonds machen, und bald hört alles Eigenthümliche der Kantone und ihrer Güter und Stiftungen auf.“

Es kam freilich nicht so weit; die Universität blieb, und blieb noch lange in ihrem höchst verwahrlosten Zustande; denn es fehlten die finanziellen Mittel, um alle die weitgehenden Gedanken der Helvetik sogleich ins Werk zu setzen.

Näher noch gieng dem Geistlichen das künftige Schicksal der Kirche ans Herz. Und nicht nur ans Herz, sondern auch an die eigene äussere Pfarrstellung und den ökonomischen Stand seiner zahlreichen Familie, die eben ihren Kindersegen mit der Geburt eines Knaben, des 18. Kindes, sich vermehren sah.

Am 11. Juni 1798. „Schon erzankt man sich etliche

Wochen in Aarau im Grossen Rath über der Zehnten-
sache; und wenn diese, um das Volk und den Bauren-
stand in guter Laune für die Revolution zu behalten,
abgeschafft werden, so weiss ich nicht, woraus man
Kirchen und Schulen zu Stadt und Land unterhalten
soll. Schon hat man uns angezeigt [am 8. Mai: Basler
Taschenb., S. 150], dass von nun an keine Competenzen
werden bezahlt werden, wiewohl die Constitution denen,
die ein Einkommen oder Pfründe haben, solche lebens-
länglich zusichert.“ Am 15. Juni. „Sehr wahrscheinlich
wird der Zehnten in der ganzen Schweiz abgeschafft
werden, der Grosse Rath hat's beschlossen, und nun
steht bei dem Senat, ob er sein Probo oder Veto dazu
geben wird. Und dann, wie wird's uns Geistlichen gehen?“

Am 21. Juli. „Gestern erklärte uns Dr. und Stadt-
schreiber Wieland, jetzt Präsident der Verwaltung-
kammer, im Namen des helvetischen Directorii, dass
wir zwar unser Amt, auch als Kirchenrätthe fortsetzen
sollen, dass der Staat zwar Oberaufsicht über die Lehrer
behalten werde, aber nicht vorsehe, wie er uns werde
besolden können, wenn der Zehnten und alle Bodenzinse
abgeschafft werden; es werde bald dahin kommen, dass
die Gemeinen für ihre Bethäuser, Prediger, Cantoren,
Organisten und Siegristen werden sorgen müssen. Dann
aber wehe denen, die der Menge nicht gefallen! Höchstens
noch für ein Jahr haben wir Bezahlung zu hoffen und
dann etwa noch Ersatz des verdienten Gnadenjahrs.
Dann denke ich mehr der Lehrer meiner Kinder als
der Vorsteher einer christlichen Gemeinde zu sein; denn
diese wird sehr zusammenschmelzen, wenn man sich
nun öffentlich für einen Nichtchristen wird erklären
dürfen.“

Doch er hatte schon früher sich auf diese Eventua-
lität gefasst gemacht, da er schon am 23. März schrieb:
„Geht das französische System ganz durch, wie es Zweck

der Führer ist, so erwarte ich diesorts nicht viel Gutes. Die geistlichen Stiftungen können in Nationalgut verwandelt werden, viel davon ist schon im Elsass und Bisthum verloren. Zuerst setzte man in Frankreich 1200 livres für jeden Geistlichen aus, nachdem man alle Kirchengüter zu lieben Händen genommen, und endlich hiess es zum Volk: was geht den Staat der Gottesdienst an? da sehet ihr zu! Schon redet man vom Verkauf aller obrigkeitlichen Häuser und selbst der Pfarrhäuser. Allenfalls werde ich, wenn's zur Gant kommt, auch drauf bieten dürfen. Ob und was für eine Versorgung im Alter meiner wartet, darum will ich mich nicht kümmern, weil ich nicht weiss, wie viel Tage oder Jahre ich noch zu leben habe. Mehr jammere ich für meine Kinder, wie ein Hausvater meiner Gemeinde, der zu einem heftigen Revolutionsmann sagte: ich will mich sehr freuen, wenn meine Kinder halb so glücklich sein werden als ich. Kennte ich den Geist der Zeit nicht aus der Theorie, so würde mich das Vorspiel in Frankreich belehren, wohin er zielt.“

Man sieht aus diesen Aeusserungen, dass es nicht sowohl die persönlichen eigenen Interessen waren, die den Schreiber zu seinen Anschauungen stimmten, als der Gedanke an das Allgemeine, namentlich an das geistliche Wohl seines Volkes und das Heil der christlichen Kirche. Hierüber noch einige Aeusserungen.

Februar 1798. „In alles das kann ich mich leicht schicken, so lange es nur politisch betrachtet wird; aber ich kenne leider den Geist der Zeit zu sehr, als dass ich nicht fürchten sollte, das ganze System der Illuminaten oder Freimaurer werde nach und nach eingeführt werden. Schon in Schriften, die anno 1787 entdeckt worden, steht das alles, was die Jakobiner in Paris bis zum Ekel in die Welt geschrien, und was alle Freiheitsmänner durch ganz Deutschland schreien. Die Reli-

gion, die Könige, der Adel, die Priester und die Gelehrten haben die Menschheit in Fesseln gelegt und zu Sklaven gemacht, und unser grosser Beruf ist, sie zu erlösen. Das declarierte Buonaparte im Directorio öffentlich, und es kam in alle Zeitungen. Frankreich werde Europa erlösen, wenn es standhaft bleibe. — Es wird kommen, was da kommen soll, nämlich der grosse Abfall, der Widerwärtige, der sich über alles was Gott und Gottesdienst heisst erhebt (II. Thess., 2) — aber wohl denen, die nicht zu diesem Menschen der Sünde gehören.“

Juli 1798. „Welchen ehrlichen Schweizer, der keinen Revolutionsgeist oder -Fieber hat und mit ruhiger Seele alles ansieht was geschieht, sollte es nicht jammern, ein solch Niederreissen und Zerstören, ein solch Wühlen im Staat, in der Kirche und in den Schulen zu sehen? Mir kommt's einmal so vor. Unsere Freiheit, Unabhängigkeit, unser Wohlstand und unsre Glückseligkeit ist dahin. Das System der Freimaurer, der Illuminaten, der Feinde des Christenthums und jeder göttlichen Offenbarung, der Kantianismus und Deismus herrscht durch die fränkischen Waffen über uns, und es ist nicht bloss die Hierarchie des Pabstthums, sondern alle kirchliche Ordnung und Verfassung, die man umstossen will. Neulich liess der Unterstatthalter Mieg in allen Kirchen affichieren, dass alle Arten von Gottesdienst nach der Constitution erlaubt seien, dass man sich aber in Acht nehmen solle, nichts der Ruhe des Staates und der Constitution Nachtheiliges zu lehren.“ — „Was du von der Fortdauer der christlichen Religion schreibst, dass sich das Volk dieselbe nicht werde nehmen lassen, so redet darüber die Erfahrung, dass das Volk doch nach und nach, wenn der Staat sich der Unterhaltung der Kirche und ihrer Diener nach dem französischen System nicht mehr annimmt, unwissend und gleichgültig dagegen werden kann.

Das nämliche Volk, das bei 10 und 12 Tausenden dem Heiland nachlief, sein Brot und seine Lehre bewunderte und seine Wunder anstaunte, rief doch endlich auch aus vollem Halse: Kreuzige ihn.“

November 1798. „Das traurigste ist, dass sich der Staat ganz von der Kirche trennt, ihr die Nahrungsquellen abschneidet, und dass unsre gesetzgebenden Räthe sich erlauben bei allen Anlässen Spöttereien über Christenthum und Bibelglauben auszustossen und sie dann drucken zu lassen. Bald will niemand mehr Theologie studieren, weil man voraussieht, dass endlich doch die Gemeinen selber für ihre Lehre werden sorgen müssen, und der grosse Haufe sie nicht mehr wird nöthig glauben.“

Immer wieder aber tröstet er sich mit der Zuversicht, dass alles was geschieht die Zulassung Gottes sei und in der Hand des obersten Lenkers der Welt ein Mittel zum Heil werden könne, wenn man sich unter Gottes gewaltige Hand in Demuth beuge. „Selig sind allemal, es komme was da will, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum.“ (Apoc. 14, 12.)

Und indem er das Unglück seines Vaterlandes ansieht, ruft er seinem bald zurückkehrenden Sohne zu: „Gott hat es also geschehen lassen. Er kann es wieder ändern, und thut er's nicht, so geschieht uns nicht Unrecht: wir haben seinen Segen nicht erkannt und ihn missbraucht. Können wir uns nicht des glücklichen Vaterlandes freuen, so können wir das unglückliche bedauern, ich möchte es dir nicht erleiden, denn ich wünsche dich darin noch glücklich in deinem Stande als Arzt zu sehen. Es ist der beste Stand, den du jetzt hast wählen können; denn die Zeit ist krank.“

